

Zeitschrift: Jahrbuch für Philosophie und spekulative Theologie
Band: 2 (1888)

Artikel: Die Lehre von der Seele als Wesensform : betrachtet vom Gesichtspunkt der Kunst und Ästhetik
Autor: Pfeifer, X.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-762137>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 29.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE LEHRE VON DER SEELE ALS WESENSFORM.

BETRACHTET VOM GESICHTSPUNKT DER KUNST UND
ÄSTHETIK.

VON

PROF. DR. X. PFEIFER.



In einem Vortrage von Dr. Hauck über die Stellung der Mathematik zur Kunst und Kunstwissenschaft bezeichnet der Redner die platonische Philosophie als „ästhetische Theorie der Form und Zahl und als mathematische Theorie des Schönen“ und knüpft daran die Frage: „Wer wollte so vermessen sein, es einen Zufall zu nennen, daß das Heimatsland eines Pythagoras und Euklid zugleich auch dasjenige eines Phidias und Praxiteles war.“

Der bezeichnete Vortrag führt in seinem weiteren Verlaufe den Beweis, daß zwischen Mathematik und Kunst ein inneres und sehr inniges Band besteht. Dieses Band liegt aber in der Form, mit welcher Mathematik und Kunst nur in verschiedener Weise, die eine mehr abstrakt, die andere mehr konkret, sich beschäftigen.

Die Form ist aber zugleich auch das Band zwischen Mathematik, Kunst und Philosophie, und wenn es nicht zufällig ist, daß die grössten Mathematiker und die grössten Künstler des

Altertums aus einem und demselben Volke hervorgegangen sind, so ist es auch nicht zufällig, daß die aus demselben Volke hervorgewachsene Philosophie den Formbegriff, dessen ursprüngliche Heimat das Gebiet der Kunst ist, auf das Gebiet der Naturphilosophie und Metaphysik übertragen hat. Die Geistesverwandtschaft der drei grössten philosophischen Genies des Altertums, des Pythagoras, Plato und Aristoteles, zeigt sich vorzugsweise darin, daß alle drei von der prinzipiellen Bedeutung der Form durchdrungen waren und in ihren philosophischen Lehren diese Bedeutung der Form ausgesprochen haben, jedoch mit dem Unterschiede, daß der Standpunkt, von dem aus die Form betrachtet und gewürdigt wurde, bei Pythagoras ein mathematischer, bei Plato ein vorwiegend ästhetischer, bei Aristoteles endlich ein naturphilosophischer und metaphysischer ist. Pythagoras, Plato und Aristoteles repräsentieren insofern drei Entwicklungsstufen des Formbegriffes innerhalb der griechischen Philosophie.

In einer erst kürzlich publizierten Abhandlung von Dr. Sigmund Günther über „Erdkunde und Mathematik“ ist die Bemerkung (S. 3) eingeflochten, „daß der historische Hergang niemals ein zufälliger, sondern immer ein von innen, wenn auch vielfach uns unbewusst bleibenden Kausalgesetzen geregelter ist“.

Diese Bemerkung passt ganz auf die Entwicklungsgeschichte des Begriffes der Form in der griechischen Philosophie. Es ist nicht zufällig, sondern in psychologischen Gesetzen begründet, dass der Formbegriff bei den Griechen jene Entwicklungsstufen durchgemacht hat. Es ist eine bekannte geschichtliche Tatsache, daß unter allen Völkern der vorchristlichen Zeit das hellenische einerseits für die schönen Künste, andererseits für die Wissenschaften die grösste Begabung besass. Unter den Wissenschaften aber waren es vorzugsweise zwei: Mathematik und Philosophie, worin der hellenische Geist Ausgezeichnetes geleistet hat. Nun bilden zwar die soeben genannten Wissenschaften durch die in ihnen herrschende Abstraktion eine Art Gegenpol zur Kunst, welche ja konkrete Gebilde schafft, aber es vollzieht ja auch die Kunst, indem sie nicht einfach die

wirklichen Dinge naturgetreu abbildet, sondern idealisiert, eine Art von Abstraktion und überdies ist die Form dasjenige Element, welches die Kunst mit den zwei genannten Wissenschaften verknüpft. Wie aber die Kunst in der Kulturgeschichte überhaupt und speziell in der Geschichte der hellenischen Kultur stets einen gewissen Vorsprung vor der Entwicklung der Philosophie hatte, so ist auch der ästhetisch-künstlerische Formbegriff dem metaphysischen vorangegangen.

Bei Aristoteles, dem Urheber des metaphysischen und naturphilosophischen Formbegriffes, tritt an verschiedenen Stellen der Einfluss, den der aus der Kunst entnommene Formbegriff auf die Ausbildung des naturphilosophischen Formbegriffes geübt hat, hervor. Im II. Buche der Physik (cap. 2), wo er im Gegensatze zu den frühern Naturphilosophen die Notwendigkeit der Annahme einer Formursache in der Natur bespricht, sagt er: „Wenn die Kunst eine Nachahmung der Natur ist, es aber dort Sache der nämlichen Wissenschaft ist, die Form und den Stoff zugleich zu wissen, wie z. B. der Architekt sowohl die Form des Hauses als auch seinen Stoff, nämlich Ziegelsteine und Holz kennen muss, so dürfte es auch Sache der Naturphilosophie sein, beide Wesenseiten (Form und Stoff) zu erkennen“.

Es dürfte demnach kaum zu bezweifeln sein, daß der ursprünglich dem Gebiete der Kunst angehörige Formbegriff jedenfalls dazu mitgewirkt hat, den metaphysischen Begriff von der Wesensform, wie wir ihn bei Aristoteles finden, auszubilden.

Dieses historische Faktum gibt nun aber Veranlassung zu einer *quaestio juris*, um diesen juridischen Terminus zu gebrauchen. Es fragt sich nämlich, ob die thatsächlich vorliegende Übertragung des Formbegriffes vom Gebiete der Kunst auf das der Naturphilosophie und Metaphysik und der damit vollzogene Übergang vom Formbegriff im accidentalien Sinne zum Formbegriff in seiner substantialen Bedeutung ein berechtigter war.

Daß diese Frage im bejahenden Sinne zu beantworten sei, soll nun gerade aus solchen Thatsachen, die dem Gebiete der Kunst und Ästhetik angehören, bewiesen werden. Es soll

gezeigt werden, daß die Thatsachen der Kunst die scholastische Lehre von der Seele als Wesensform vollauf bestätigen und nur unter der Voraussetzung, daß die Seele Wesensform ist, sich begreifen lassen.

Nun schließt aber die Lehre von der Menschenseele als Wesensform zwei verschiedene, ja gewissermaßen entgegengesetzte Beziehungen der Seele zur Materie, resp. zum Körper in sich, nämlich einerseits wesentliche Verschiedenheit der Seele vom Körper, andererseits eine wesentliche Bezogenheit der Seele auf den Körper. Schon als Form überhaupt muß die menschliche Seele von der Materie wesentlich verschieden sein, weil ja die substantiale Form überhaupt ein von der Materie verschiedenes Prinzip ist. Überdies ist nach peripatetischer Lehre die menschliche Seele von der Materie nicht bloß so, wie jede andere substantiale Form, verschieden, sondern in höherer Weise, weil sie ein geistiges, oder was dasselbe besagen will, intellektives Prinzip ist.

Für diese spezifische und substantiale Verschiedenheit der menschlichen Seele von der Materie, für ihre Erhabenheit über die Materie, geben nun gerade die Thatsachen der Kunst und Ästhetik das beredteste Zeugnis.

Aber auch das andere Moment, welches im Begriff der Seele als Wesensform liegt, nämlich deren wesentliche Bezogenheit auf die Materie und auf den Leib wird durch Thatsachen der Kunst und Ästhetik beleuchtet und bezeugt.

Infolge jener zwei verschiedenen Beziehungen, welche der Seele als Wesensform zur Materie zukommen, zerlegt sich unser Thema in zwei Hauptteile; denn es soll zuerst aus Thatsachen der Kunst und Ästhetik gezeigt werden, daß der menschlichen Seele jene Erhabenheit über die Materie, welche die scholastische Lehre ihr vindiziert, zukomme; dann aber soll ebenfalls aus Thatsachen der Kunst und Ästhetik jene Bezogenheit der Menschenseele zur Materie und zum Leibe, welche der Begriff der *forma informans* einschließt, beleuchtet und erwiesen werden.

***Begründung ad I. Immaterielle und intellektive Natur
der Menschenseele.***

In den ersten Heften des ersten Jahrgangs dieses Jahrbuches ist durch die Abhandlung des Dr. Gloßner die Lehre des hl. Thomas und seiner Schule von der Materie als dem Prinzip der Individuation dargelegt und begründet worden. Nun gibt es im Gebiete der Kunst und Natur eine Thatsache, welche mit der Individuation zusammenhängt, aber wesentlich davon verschieden ist. Diese Thatsache ist die Spezifikation, oder anders ausgedrückt: die spezifische Verschiedenheit der Gebilde der Natur und Kunst. Der hl. Thomas (Sum. contra Gent. Lib. II. cap. 40) nennt diese Verschiedenheit der Dinge *Distinctio rerum secundum speciem* und bezeichnet als Prinzip derselben die Form, denn er sagt „*Distinctio rerum secundum speciem est per formas.*“ Daß das Prinzip der Spezifikation von jenem der Individuation — letztere in dem von Dr. Gloßner Heft V. S. 47 präcisierten Sinne genommen — verschieden und in der Form zu suchen sei, ist in der Fortsetzung der bezeichneten Abhandlung (Heft 3. S. 316) kurz angedeutet, aber nicht weiter ausgeführt, weil das Thema es nicht forderte.

Für das gegenwärtige Thema aber ist gerade die Spezifikation und zwar jene im Gebiete der Kunst, von Wichtigkeit.

Der hl. Thomas stellt in der soeben erwähnten philosophischen Summe über die Spezifikation in der Natur zwei Sätze auf, einen negativen und einen positiven. Der negative Satz besagt: Die Materie ist nicht die erste Ursache der Spezifikation; der positive Satz lautet: *Distinctio rerum secundum speciem est per formas.*

Diese zwei Sätze lassen sich auch auf die Werke der Kunst anwenden. Daß der erste Satz auch von den Werken der Kunst gilt, wollen wir in diesem ersten Teile unserer Abhandlung begründen. Die Geltung des zweiten Satzes von den Werken der Kunst soll im zweiten Teile nachgewiesen werden.

Bei der Begründung des negativen Satzes, daß die erste Ursache der Spezifikation im Gebiete der Kunst nicht die Materie

sein könne, ist aber eine zweifache Materie, jene im Kunstwerke, und jene in dem Künstler, zu unterscheiden und von beiden Materien jener Satz zu rechtfertigen.

Daß nun jene Materie, welche im Kunstwerk ist und einen Bestandteil desselben ausmacht, nicht die erste Ursache der Spezifikation sein könne, ist so von selbst einleuchtend, daß hierfür ein Beweis nicht nötig ist, denn es ist klar, daß aus einer und derselben Materie die verschiedensten Kunstwerke, z. B. aus denselben Ziegelsteinen ebenso gut eine Kirche als ein andres Gebäude sich herstellen lassen. Hier leuchtet unmittelbar ein der Satz des hl. Thomas (Sum. contr. G. VI. cap. 40): „Ex materia nihil determinatum provenire potest nisi casualiter, eo quod materia ad multa possibilis est.“

Wird aber der Satz des hl. Thomas, daß die Materie nicht erste Ursache der Spezifikation sein könne, sofern es sich um die Spezifikation in der Kunst handelt, angewendet auf die Materie im Künstler, so erhält der Satz den Sinn, daß die materielle Organisation des Künstlers nicht die erste Ursache der künstlerischen Spezifikation sein könne. In dieser Bedeutung genommen stößt der Satz auf den Widerspruch des Materialismus, denn dieser muß konsequenter Weise die materielle Organisation des Künstlers zum Prinzip der ganzen Thätigkeit des Künstlers und also auch zum Prinzip der Spezifikation im Gebiete der Kunst machen.

Es ist daher gegenüber dem Materialismus zu zeigen, daß die materielle Organisation des Künstlers, resp. seines Gehirnes, nicht der erste und tiefste Grund der Spezifikation im Gebiete der Kunst sein könne.

In einer erst vor kurzem erschienenen ästhetischen Abhandlung über die Einbildungskraft des Dichters¹⁾ von Dilthey ist zwar die Notwendigkeit einer gesunden und energischen Gehirnorganisation für den Dichter stark betont, aber davon, daß über der Phantasie noch die Intelligenz stehe und daß

¹⁾ Philosophische Aufsätze. Eduard Zeller zu seinem 50jährigen Doktor-Jubiläum gewidmet. Leipzig 1887. S. 389.

diese eine immaterielle Potenz sei, ist nichts gesagt. Es wird sogar mit Bezug auf das Gehirn der Satz aufgestellt: „Die großen Leistungen der Genialität so gut als die Selbstbeherrschung einer mächtigen Seele sind hier (im Gehirne) begründet.“

Nun ist freilich nicht in Abrede zu stellen, dass die Leistungen der Phantasie, welche ja ein sinnliches Vermögen ist, in der Organisation des Gehirnes eine materielle Basis haben. Aber es ist einseitig und irreleitend, wenn man das Fundament und Prinzip der poetischen Produktivität bloß in der Phantasie und im Gehirne sucht und die Intelligenz dabei entweder ignoriert oder wenigstens nicht anerkennt, daß die Intelligenz auch in der künstlerischen Produktion die herrschende und die Phantasie bloß die dienende Potenz ist. Diese Wahrheit, daß der Intelligenz bei der künstlerischen Produktion, sowie auch bei der ästhetischen Auffassung eines Kunstwerkes der Primat zukomme, soll hier besonders betont werden.

Diese Wahrheit steht im engsten Zusammenhange mit dem Satze, daß die erste Ursache der Spezifikation nicht die Materie, weder jene im Kunstwerke, noch jene im Künstler sein könne, denn wenn bei der Conception und Produktion eines Kunstwerkes die Intelligenz das in erster Linie maßgebende Prinzip ist und wenn die Intelligenz eine übermaterielle Potenz ist, so folgt hieraus notwendig, daß nicht die Materie, sondern ein immaterielles Prinzip die erste Ursache der Spezifikation in der Kunst sei.

Wir können und müssen übrigens in der Kunst eine mehrfache Spezifikation unterscheiden; erstens nämlich jene Spezifikation, wodurch das ästhetisch Wohlgefällige von dem Mißfälligen oder auch vom ästhetisch Indifferenten sich unterscheidet; sodann die weitere Spezifikation, wodurch in der Sphäre des ästhetisch Wohlgefälligen selbst wieder spezifische Unterschiede gesetzt werden.

Ich werde nun zuerst die an erster Stelle genannte Spezifikation näher beleuchten und zeigen, daß der spezifische Unterschied des ästhetisch Wohlgefälligen und Mißfälligen seinen ersten und tiefsten Grund hat in solchen Eigenschaften und Beziehungen

der ästhetisch wirksamen Objekte, welche nicht von den Sinnen oder der Phantasie, sondern bloß von der Intelligenz erfaßt werden. Von der notwendigen Mitwirkung der sinnlichen Vermögen sowohl bei der künstlerischen Conception und Produktion als bei der ästhetischen Auffassung des produzierten Kunstwerkes soll hiebei nicht ganz abgesehen werden; aber es soll gezeigt werden, daß die sinnlichen Vermögen einerseits unzureichend, andererseits der Intelligenz untergeordnet sind.

Um den beabsichtigten Beweis möglichst konkret und evident zu machen, werden wir von einzelnen bestimmten ästhetischen Thatsachen und Objekten dabei ausgehen, und dann von dem Einfachern zum Komplizierten fortschreiten.

Unter den älteren christlichen Schriftstellern, welche mit ästhetischen Fragen sich beschäftigen, ist ohne Zweifel der hl. Augustinus der bedeutendste. In vielen seiner Schriften, sowohl in theologischen als philosophischen, finden sich sehr treffende und tief sinnige ästhetische Beobachtungen und Bemerkungen.

Der genannte Kirchenlehrer sagt in dem Werke *de vera religione* cap. 30, es sei der Mühe wert zu fragen, weshalb es unserm Geschmacke widerstreite, wenn zwei neben einander auf gleicher Linie stehende Fenster ungleich hoch sind; wogegen in dem Falle, wenn zwei Fenster über einander sich befinden, es uns ziemlich gleichgültig sei, ob die Fenster an Höhe gleich oder ungleich sind. Wenn aber, bemerkt Augustinus weiter, drei Fenster von ungleicher Höhe über einander stehen, dann entspreche unserm Geschmacke am besten ein solches Verhältniß jener Fenster, wobei das mittlere die mittlere Proportionale zu den beiden andern ist, so daß sie also eine stetige Proportion bilden. Augustinus gibt an der bezeichneten Stelle keine Beantwortung dieser Fragen. Jungmann hat in seiner *Ästhetik* (Aufl. I. S. 27) auf jene Stelle des hl. Augustinus Bezug genommen, und zwar bei dem Beweise, daß die Schönheit etwas Übersinnliches sei; aber auch Jungmann gibt eigentlich auf die Augustinische Frage keine Antwort.

Es sind übrigens in der angeführten Stelle, genau genommen, drei Fragen enthalten; und zwar erstens diese: Weshalb

ist es für unsern Geschmack, wenn zwei Fenster neben einander stehen, nicht gleichgültig, ob dieselben gleich oder ungleich hoch sind? Weshalb gefällt uns in diesem Falle die Ungleichheit weniger als die Gleichheit?

Die Richtigkeit der Thatsache, daß in diesem Falle die Gleichheit mehr gefällt als die Ungleichheit, kann kaum bezweifelt werden. Die Frage nach der Ursache ist also berechtigt. Es fragt sich nun, ob schon in der sinnlichen Auffassung des betreffenden Objektes eine zureichende Ursache des Mißfallens an der Ungleichheit sich entdecken läßt, oder nicht. Dies muß verneint werden; denn läge eine sinnliche Ursache der Mißfälligkeit vor, so müßte eine derartige Ungleichheit überall, wo sie vorhanden ist, mißfällig sein; die Mißfälligkeit könnte nicht durch irgend eine begriffliche oder ideelle Beziehung der zwei ungleich großen Objekte neben einander in Wohlgefälligkeit verwandelt werden. Nun aber erscheint uns die Ungleichheit zweier Objekte, die neben einander sind, nicht in allen Fällen mißfällig. Wenn wir z. B. ein Ehepaar oder Brautpaar, also Mann und Frau, neben einander stehend sehen und bemerken, daß der Mann die Frau an GröÙe überragt, so finden wir das ganz in Ordnung; die Ungleichheit der GröÙe wirkt hier eher wohlgefällig als mißfällig, vorausgesetzt, daß sie zu gunsten des Mannes ist. Es kann also in der sinnlichen Wahrnehmung zweier ungleich hohen Fenster neben einander ein zureichender Grund der Mißfälligkeit nicht entdeckt werden.

Anders ist es, wenn wir zur sinnlichen Auffassung eine intellektuelle hinzutreten lassen. Um das recht klar einzusehen, müssen wir die Relationen, welche zwei neben einanderstehende Fenster haben und erkennen lassen, ins Auge fassen. Es sind aber hiebei Relationen erster und zweiter Ordnung im Spiele. Eine Relation erster Ordnung ist das Lageverhältnis der Fenster neben einander, oder genauer das Stehen auf derselben Horizontallinie; eine andere Relation ebenfalls erster Ordnung ist das GröÙen- resp. Höhenverhältnis der neben einander stehenden Fenster. Diese zwei Relationen erster Ordnung treten zu einander wieder in eine Relation, welche letztere als Relation

zweiter Ordnung zu bezeichnen ist. Die Relation zweiter Ordnung nun ist eine ganz andere, wenn die Fenster ungleich hoch, als wenn sie gleich sind. Denn bei zwei Fenstern, die auf Einer Horizontallinie neben einander stehen, erweckt sowohl diese Stellung als auch die Gleichheit des Zweckes die entschiedene Vorstellung der Koordination. Sind nun diese Fenster gleich hoch, so ist auch in der Höhe die Koordination sinnlich ausgedrückt; es stimmt also die Vorstellung, welche durch die Lage erweckt wird, mit jener, welche das Größenverhältnis hervorruft, überein. Die Relation der Stellung und jene der Größe sind in Harmonie. Das Gegenteil ist der Fall, wenn jene Fenster ungleich hoch sind; die Ungleichheit der Größe widerstreitet dann der durch die Lage erweckten Vorstellung der Koordination. Es werden in diesem Falle zwei widerstreitende Vorstellungen zugleich und ohne versöhnendes Motiv erweckt, denn sofern die zwei Fenster auf gleicher Linie stehen und gleiche Funktion haben, erwecken sie die Vorstellung der Koordination; sofern aber das eine über das andre emporragt, rufen sie die Vorstellung einer Überordnung hervor.

In dieser Erklärung ist zugleich auch der Grund enthalten, weshalb uns die Ungleichheit der Größe, wenn Mann und Frau neben einander gesehen werden und der Mann größer ist, nicht mißfällt. Der Grund ist, weil wir wissen, daß das Weib dem Manne naturgemäß subordiniert ist, und wir finden es passend, wenn diese Subordination auch in der körperlichen Gestalt zum Ausdruck kommt. Die Subordination oder Verschiedenheit in Bezug auf Größe erscheint hier als eine motivierte; wogegen dieselbe bei zwei neben einander stehenden Fenstern den Eindruck des Unmotivierten macht.

Eine zweite Frage, welche in der angeführten Frage des hl. Augustinus enthalten ist, betrifft den Fall, daß zwei Fenster über einander stehen, wobei, wie Augustinus meint, eine Ungleichheit der Größe resp. Höhe uns viel gleichgültiger läßt, als wenn die Fenster neben einander stehen. Der Grund ist derselbe wie vorhin, nur in umgekehrter Weise; in diesem Falle

erwecken die Fenster durch die Lage nicht die Vorstellung der Koordination, sondern jene der Subordination.

Eine dritte Bemerkung und zugleich Frage des hl. Augustin bezieht sich auf den Fall, daß drei Fenster von ungleicher GröÙe über einander stehen. Augustinus spricht die Ansicht aus, daß in diesem Falle das Verhältnis am wohlgefälligsten sei, wenn die Fenster durch ihre Höhenverhältnisse eine stetige Proportion bilden. Lassen wir dies gelten und fragen nach dem Grunde, so finden wir diesen wieder darin, daß gewisse Relationen erster Ordnung mit einander harmonieren, denn wir haben auch hier wieder Relationen der Lage oder der Stellung und Relationen der GröÙe.

Hinsichtlich der Relationen der Lage bilden jene Fenster, wenn dieselben, was hier vorausgesetzt wird, an Breite gleich sind und senkrecht über einander stehen, eine stetig fortschreitende Reihe, weil die Linien, wovon die Fläche des untersten Fensters beiderseits begrenzt wird, mit den korrespondierenden Grenzlinien der höhern Fenster in einer Richtungslinie liegen. Wenn nun dieselben Fenster auch hinsichtlich der Höhenverhältnisse eine stetige Proportion bilden, so stimmen GröÙenverhältnis und Lageverhältnis in der Stetigkeit überein.

Daß die Stetigkeit des GröÙenverhältnisses für sich allein, ohne entsprechendes Lageverhältnis, nicht vollständig befriedigen würde, zeigt sich sogleich dann, wenn wir uns vorstellen, daß drei an GröÙe verschiedene Fenster neben einander eine stetige Proportion bilden. Die Ungleichheit der GröÙe würde trotz der stetigen Proportion wieder störend wirken wegen des Widerstreites mit der Koordination.

Wir haben jetzt aus der soeben gegebenen Analyse und Beantwortung der Bemerkungen und Fragen des hl. Augustin noch einige Konsequenzen zu ziehen.

Vor allem hat sich hiebei die Wichtigkeit der Relationen für die ästhetischen Eindrücke gezeigt und zugleich hat sich herausgestellt, daß vielfach erst die Relationen von Relationen, oder wie wir dieselben auch genannt, Relationen zweiter Ordnung für den ästhetischen Eindruck entscheidend sind, denn die

Relation der Größen-Ungleichheit zweier Objekte von gleicher Form ist noch ästhetisch indifferent; sie kann aber durch Kombination mit andern Relationen wohlgefällig oder mißfällig werden. Zwei verschiedene Relationen erster Ordnung können in ihrer Aufeinanderbeziehung eine harmonische oder disharmonische Relation höherer Ordnung bilden.

Eine andere und zwar die wichtigere Konsequenz aus der vorangehenden Erörterung ist, daß aus der Sinnlichkeit allein nicht einmal so einfache ästhetische Thatsachen, wie die vom hl. Augustin erwähnten sind, sich erklären lassen.

Diese beiden Resultate aus vorstehender Erörterung, die ästhetische Bedeutsamkeit der Relationen zweiter Ordnung und die Unzulänglichkeit der Sinne für die ästhetische Auffassung, wollen wir nun durch die Analyse einiger mehr komplizierten Thatsachen aus dem Gebiete verschiedener Künste noch weiter illustrieren und bekräftigen.

In der aus dem hl. Augustin angeführten Stelle kam eine Bemerkung vor, die nicht bloß auf eine ästhetische Thatsache, sondern ein ästhetisches Prinzip hinwies, nämlich auf das Prinzip der Stetigkeit. Augustin hat dies Prinzip angedeutet, indem er sagt, drei ungleich hohe Fenster über einander gefielen uns am besten, wenn dieselben eine stetige Proportion bilden.

Verfasser dieser Abhandlung hat in andern Publikationen (Vergl. Der goldne Schnitt in Mathematik, Natur und Kunst; dann Natur und Offenbarung 1887. Heft 3. 4) nachgewiesen, welche wichtige Rolle der stetigen Proportion des goldnen Schnittes in Natur und Kunst zugeteilt ist. Es ist aber gerade hier der passende Ort, hervorzuheben, daß jene Stetigkeit, die im goldnen Schnitt und überhaupt in mathematischen Proportionen sich findet, nur ein Spezialfall eines viel umfassenderen Begriffes und Gesetzes der Stetigkeit ist. Jene Stetigkeit, die in Proportionen vorkommt, setzt mathematische Größen voraus; ist also auf das Gebiet der quantitativen Verhältnisse beschränkt. Es gibt aber eine Stetigkeit, die von der Quantität unabhängig ist und in allen Kategorieen des Seienden, nicht bloß in jener der Quantität, vorkommen kann und wirklich vorkommt. Dies gilt namentlich

auch von den Werken der Poesie. Die Stetigkeit ist in Werken der Poesie eines der wichtigsten und wirksamsten Formelemente; aber es ist selbstverständlich nicht eine Stetigkeit, die in Größeverhältnissen sich zeigt, sondern in den Verhältnissen von Ideen und Sätzen.

Einer der besten lyrischen Dichter der Gegenwart, Gerok, hat in seinen Palmblättern bei einer großen Anzahl von Gedichten den Refrain in so gelungener Weise angewendet, daß derselbe ein sehr wirksames formales Schönheitsmoment der betreffenden Gedichte ist. Es ist nämlich in jenen Gedichten der Refrain so gebraucht, daß dadurch sowohl die geschlossene Totalität jeder einzelnen Strophe in sich selbst, als auch der stetige Zusammenhang der einzelnen Strophen unter einander zum Ausdruck kommt. Die sozusagen kreisförmige Geschlossenheit der einzelnen Strophen ist durch den Refrain ausgedrückt, indem derselbe den Anfang und Schluß jeder Strophe bildet. Hierbei kommt mit der geschlossenen Einheit noch ein anderes Moment zum Ausdruck, ein Moment, das am besten durch ein Analogon aus dem Gebiete der Logik sich erklären läßt. Bei einer logischen Beweisführung, wenn sie streng formal durchgeführt wird, tritt die Thesis zweimal auf; am Anfange als zu beweisender, am Ende als bewiesener Satz. Der bewiesene Satz macht aber auf den, der denselben das erstemal kennen lernt, einen andern Eindruck als der erst zu beweisende Satz.

Eine ganz ähnliche Bewandnis hat es mit der Anwendung des Refrains in jenen Gedichten von Gerok, die wir hier im Auge haben; derselbe macht am Schlusse der Strophen einen andern intellektuellen Eindruck als am Anfange; er ist am Schlusse — um eine musikalische Analogie anzuwenden — sozusagen die höhere Oktav oder eine höhere Potenz des am Anfang stehenden Refrains.

Zur Illustration des soeben Gesagten möge hier die erste Strophe eines solchen Gedichtes und der Anfang der zweiten stehen. Das Gedicht hat die Überschrift „Ich sende euch“ und ist eine poetische Paraphrase der Worte Christi: Ecce ego mitto vos. Matth. 10. 16.

1. Strophe: Ich sende euch; geht hin, ihr meine Zwölfe;
 Erobert mir die Welt;
 Ich sende euch wie Schafe unter Wölfe,
 Wehrlos zieht ihr ins Feld;
 Doch wandelt mutig eure Bahnen,
 Ihr ziehet mit geweihten Fahnen.
 Steht wider euch des Satans ganzes Reich:
 Ich sende euch!
2. Strophe: Ich sende euch; ich bin's, der Herr und Meister,
 Der euch vom Netze rief;
 Ich sende euch; ich bin's, der Fürst der Geister,
 Das euer Vollmachtsbrief!
- — — — —
 Ich sende euch.

Beim Lesen dieser Strophen fühlt jeder, daß der Refrain am Ende der Strophe eine ganz andere Betonung und Kraft hat, als am Beginne.

Bezüglich der Stetigkeit, welche dadurch hergestellt ist, daß der Schluß einer vorausgehenden Strophe zugleich Anfang der nachfolgenden ist, sei noch bemerkt, daß diese poetische Stetigkeit mit derjenigen einer stetigen mathematischen Proportion in einem wesentlichen Punkte übereinstimmt, nämlich darin, daß in einer Reihe aufeinanderfolgender Glieder je zwei getrennte Glieder durch ein identisches Mittelglied verbunden sind. Was in einer stetigen Proportion die mittlere Proportionale ist, das ist in einem solchen Gedichte, wie wir es hier vor Augen haben, der Refrain; wie jene Proportionale die zwei äußern Glieder der Proportion verbindet, so verbindet dieser Refrain je zwei aufeinanderfolgende Strophen.

Wir müssen aber jetzt — und das ist für unsern Zweck gerade die Hauptsache — untersuchen, was bei einem solchen Gedichte und dem ästhetischen Effekte, den es hervorbringt, auf Rechnung der Sinnlichkeit und der Phantasie und was auf Rechnung der Intelligenz zu setzen ist. Hiebei wollen wir annehmen, daß ein solches Gedicht nicht bloß in einem Buche gelesen, sondern mit guter Betonung und Stimme vorgetragen und gehört werde. In diesem Falle nämlich wird der Rhythmus

des Metrums und der Reim besser zur Wirkung kommen können, als wenn das Gedicht bloß gelesen wird. Metrum und Reim sind nun formale, zunächst an der Sprache haftende Schönheitselemente, welche zwar zum Inhalte nicht außer Beziehung stehen, aber doch einen Effekt hervorbringen, der von dem Effekte des Inhaltes zu unterscheiden ist, und bei diesem Effekte sind zunächst die äußern und innern Sinne, die Intelligenz wenigstens nicht direkt, beteiligt. Der bekannte Ästhetiker Vischer bemerkt in einer Abhandlung über „Das Symbol“, bezüglich des Metrums ganz richtig, es sei vom poetischen Inhalt der Worte, die es beherrscht, streng zu unterscheiden, drücke aber doch Stimmung oder Gangart der Stimmung aus.

Wir haben aber bereits oben, wo davon die Rede war, daß in jenen Gedichten von Gerock der Refrain am Ende der Strophe eine potenzierte Bedeutung und Kraft hat, auf ein ästhetisches Moment hingewiesen, welches jenseits der Sphäre der Sinnlichkeit und Phantasie liegt und spezifisch intellektuell, weil logischer Natur ist. Denn die potenzierte Bedeutung des Refrains am Ende der Strophen hat ihren Grund in der logischen Beziehung des Schlußrefrains zu den vorausgehenden Versen. Dieses logische Verhältnis kann aber nur von der Intelligenz erfaßt werden.

In dem soeben angeführten Beispiele, nämlich in den bezeichneten Gedichten von Gerock ist die innere Stetigkeit der Gedanken auch äußerlich in dem Refrain ausgedrückt.

Es kommt aber im Gebiete der Poesie nicht selten auch der Fall vor, daß das Prinzip der Stetigkeit in irgend einer Weise verletzt ist, wobei die Ursache dieser Verfehlung bisweilen darin liegt, daß ein Dichter um eines Reimes willen von einer Vorstellungsreihe auf eine andere heterogene überspringt. Obwohl das offenbar ein Fehler ist, so ist doch gerade dieser Fehler für unsern Zweck ebenfalls instruktiv, weil er das wichtige Prinzip der Stetigkeit durch die Wirkung des Gegensatzes beleuchtet und bestätigt. Übrigens kommt dieser Fehler bisweilen auch bei bessern Dichtern vor, z. B. in einem Gedichte von Geibel.

Das Gedicht, das wir meinen, hat den Titel: „Frühlings-offenbarung“ und führt die Idee, daß ein Wald im Frühling von Gottes Dasein Zeugnis gebe und den Gottesleugner beschäme, ziemlich gut aus. Aber in der vorletzten Strophe verletzt der Dichter einem Reime zuliebe das Gesetz der gedanklichen Kontinuität ziemlich stark. Um dies zu zeigen, müssen wir die betreffenden Verse des Gedichtes hieher setzen. Der Anfang lautet:

Kommt her zum Frühlingswald, ihr Glaubenslosen;
Das ist ein Dom, drin predigen tausend Zungen.

In der vorletzten Strophe redet der Dichter die Gottesleugner also an:

Und dann spricht: Nein! es ist ein hohl Getriebe,
Ein Uhrwerk ist's, wir kennen jeden Faden,
Sprecht: Nein zu diesem Übermaße der Liebe,
Und von der Lippe weist den Kelch der Gnaden.
Ihr könnt es nicht.

In dem Verse: „Ein Uhrwerk ist's, wir kennen jeden Faden“, liegt offenbar ein Verstöße gegen die Kontinuität der Gedanken, denn da ein Uhrwerk nicht Fäden, sondern Räder hat, so durfte der Dichter von dem Bilde des Uhrwerkes nicht auf die Vorstellung von Fäden, resp. von einem Gewebe ganz unvermittelt übergehen. Der plötzliche Übergang zu einer ganz heterogenen Vorstellung ist nicht logisch motiviert, sondern bloß des Reimes wegen gemacht, und für jeden, der einigermaßen an Stetigkeit in der Gedankenfolge gewöhnt ist, muß dieser Verstöße gegen die Stetigkeit störend wirken und das ästhetische Wohlgefallen am Gedichte vermindern.

Gerade hier nun, wo der sinnliche Wohlklang der Verse und Reime gewahrt, aber die Stetigkeit der Gedankenfolge verletzt ist, tritt die Verschiedenheit der sinnlichen und intellektiven Momente des ästhetischen Effektes eines Gedichtes recht klar hervor.

In dem soeben erwähnten Falle ist die Verfehlung gegen das Prinzip der Stetigkeit von der Art, daß sie in einen einzigen Vers sich sammelt.

Es liegt aber in der deutschen Poesie auch der Fall vor, daß eines der größten und berühmtesten Gedichte in dem Verhältnisse der zwei Teile, woraus es besteht, das Prinzip der Kontinuität in der frappantesten Weise verletzt. Dieses Gedicht ist Goethes Faust. Es ist bekannt, daß der erste und zweite Teil des Faust schon hinsichtlich der Zeit der Entstehung durch eine lange Reihe von Jahren getrennt sind. Diese zeitliche Diskontinuität hat aber eine sehr arge poetische Diskontinuität zur Folge gehabt.

Der Dichter war eben, als er den zweiten Teil des Faust dichtete, nicht mehr der jugendfrische Mann, der den ersten Teil gedichtet hatte.

Wir wollen übrigens über das Verhältnis der zwei Teile des Faust das Urteil eines Kritikers, der in dieser Sache gewiß als unparteiisch und kompetent gelten kann, nämlich Fr. Vischers, vernehmen. Dieser schreibt (Kritische Gänge Bd. 2. S. 59) über den zweiten Teil: „Was die Folgen der Szenen betrifft, so kann hier von strenger Ökonomie, wo ein Glied scharf ins andre greift, keines zu wenig, keines zu viel ist, nicht die Rede sein.“

Dieses Urteil bezieht sich auf den Mangel an Kontinuität innerhalb des zweiten Teiles selbst. Aber noch viel empfindlicher als diese Diskontinuität ist jene, die zwischen dem ersten und zweiten Teile stattfindet. Der genannte Kritiker gebraucht zur Charakterisierung dieser letztern Diskontinuität und Heterogenität die allerschärfsten Ausdrücke. Er sagt vom zweiten Teile: „Dieser ganze Teil ist ein mechanisches Produkt; nicht geworden, sondern gemacht; fabriziert, geschustert.“ Der erste Teil sei ein herrliches poetisches Produkt; der zweite ein allegorisches Machwerk, eine Mosaik von unzusammenhängenden Szenen und Akten. Der Faust des zweiten Teiles sei nicht mehr der Faust des ersten (S. 62).

Durch eine völlige Zerreißung der Zeit komme Faust mit Helena auf Einen Boden zu stehen, und der „so ganz, so tief protestantische Faust (des ersten Teiles) schließse katholisch“ (im zweiten Teile).

Wir sind mit diesem Urtheile über die Diskontinuität in Goethes Faust vollkommen einverstanden. Aber gerade diese Diskontinuität und das so energisch ausgedrückte Mißfallen des Kritikers über dieselbe bestätigen das, was wir hier beweisen wollen, nämlich erstens, daß Stetigkeit ein Moment der ästhetischen Wohlgefälligkeit, Diskontinuität ein Motiv der Mißfälligkeit ist; ferner bestätigt jenes kritische Urtheil unsere Behauptung, daß es in Kunstwerken ästhetische Momente gibt, die nur von der Intelligenz erfaßt werden können, denn das Verhältniß der zwei Teile des Faust zu einander ist bedingt von den Relationen der Personen, Ideen und Akte des ersten Theiles zu den Personen, Ideen und Akten des zweiten Theiles. Diese Relationen sind aber theils so abstrakt theils auch so kompliziert, daß die Phantasie, die nur Konkretes oder Anschauliches vorstellen kann, durchaus nicht an die Auffassung jener Relationen heranreicht.

Übrigens müssen wir noch bemerken, daß die ästhetische Mißfälligkeit des zweiten Theiles des Faust nicht bloß in der argen Verletzung des Prinzips der Kontinuität, sondern zugleich auch in einem starken Verstöße gegen das logische und metaphysische Prinzip des zureichenden Grundes begründet ist, denn der Schluß des zweiten Theiles, nämlich die Art und Weise, wie Faust gerettet wird, ist weder durch den ersten noch durch den zweiten Teil motiviert; dieser Schluß ist eine ganz flagrante Verletzung des Prinzips vom zureichenden Grunde.

Wenn der ästhetische Wert und Effekt einer Poesie lediglich oder in erster Linie von den Bildern, die der Phantasie dargeboten werden, bedingt wäre, dann freilich müßte man ganz anders über den zweiten Teil des Faust urtheilen, dann gäbe es nicht leicht ein schöneres Gedicht, als jener zweite Teil ist.

Goethes Faust ist gerade insofern recht instruktiv, als man daran sehen kann, daß aller Reichtum und Zauber der Bilder, welche der Phantasie in einem Gedichte geboten werden, einen Verstoß gegen die logischen und metaphysischen Prinzipien, namentlich gegen die Prinzipien der Stetigkeit und des Grundes nicht aufwiegen können.

Es gibt in der deutschen Poesie ein sehr bekanntes und berühmtes Gedicht, welches mit Goethes Faust darin Ähnlichkeit hat, daß es ebenfalls aus zwei Hauptteilen besteht, welche aber besser, als die zwei Teile des Faust, verbunden sind und zusammenstimmen. Das Gedicht, das wir meinen, ist Schillers Lied von der Glocke. Dieses besteht insofern aus zwei Teilen, als der Dichter in einer Anzahl von Strophen die Akte des Glockengusses von Anfang bis zu Ende beschreibt; in einer andern Reihe von Strophen aber jene Akte und Situationen des menschlichen Lebens, in welchen die Glocke zur Anwendung kommt, schildert. Die eine Reihe von Strophen hat technischen, die andere ethischen und psychologischen Inhalt. Es ist bekannt, daß Strophen der ersten Reihe mit solchen der zweiten abwechseln, und der gelehrte Kardinal Wisemann hat in einem Vortrage „Über Berührungspunkte zwischen Wissenschaft und Kunst“ das Verhältnis jener zwei Reihen von Strophen in Schillers Gedicht durch ein sehr treffendes Bild veranschaulicht, indem er sagt: „Man kann dies Gedicht als zwei Ketten, eine goldene und eine silberne, bezeichnen, die umeinander gewunden sind, so daß bald ein Teil der einen, bald ein Teil der andern sich dem Auge darbietet.“ — „Es gibt, fügt der Kardinal bei, kein herrlicheres Kunstwerk; aber nicht der geringste Teil seiner Schönheit liegt in der Genauigkeit und Sorgfalt, womit die technischen Elemente desselben behandelt sind.“ Mit diesem Urteil ganz einverstanden, möchte ich noch eine andere Schönheit jenes Gedichtes hervorheben. Diese Schönheit liegt in der Art und Weise, wie der Dichter dem Prinzip der Stetigkeit und des zureichenden Grundes Rechnung getragen hat.

Bei dem Übergange von den Strophen der technischen Beschreibung des Glockengusses zu den Strophen, in welchen die Anwendung der Glocke in den Ereignissen des menschlichen Lebens geschildert ist, lag die Gefahr nahe, jenen Übergang unvermittelt und sprungweise zu machen. Der Dichter hat aber diesen Fehler vermieden durch einen Kunstgriff, der mit dem Refrain in den früher erwähnten Gedichten Gerocks Ähnlichkeit hat, aber doch wieder wesentlich davon verschieden ist.

In den oben erwähnten Gedichten von Gerok ist der letzte Vers einer vorausgehenden Strophe mit dem ersten einer nachfolgenden vollkommen — dem Inhalt und den Worten nach — identisch. Schiller aber hat im Liedé von der Glocke den stetigen Zusammenhang zwischen den Strophen der technischen Beschreibung und der anthropologischen Schilderung dadurch hergestellt, daß er in denjenigen Versen der technischen Beschreibung, welche dem Übergange zu einer Strophe ethischen Inhaltes unmittelbar vorangehen, solche Momente hervorhebt, welche den Übergang vermitteln und motivieren, Momente, die so beschaffen sind, daß der Schluß der technischen Beschreibung und der Anfang der ethischen Anwendung irgend ein gemeinsames Element, eine Art Mittelbegriff enthalten. Ein paar Beispiele mögen das soeben Gesagte illustrieren. Wo der Dichter von der technischen Beschreibung des Glockengusses zur Schilderung der ehelichen Liebe und Lebensgemeinschaft übergeht, dient ihm als Mittelbegriff die Idee der harmonischen Vereinigung von Gegensätzen. Mit dieser Idee schließt die technische Beschreibung und beginnt die Schilderung des ethischen Verhältnisses der ehelichen Gemeinschaft. Die technische Beschreibung schließt nämlich mit den Versen:

Jetzt Gesellen frisch.
 Prüft mir das Gemisch,
 Ob das Spröde mit dem Weichen
 Sich vereint zum guten Zeichen.

Dann folgt:

Denn wo das Strenge mit dem Zarten,
 Wo Strenges sich und Mildes paarten,
 Da gibt es einen guten Klang.
 Drum prüfe, wer sich ewig bindet etc.

Wo dann der Dichter von der Beschreibung des Glockengusses übergeht zur Schilderung der zerstörenden Macht des Feuers in einer Feuersbrunst, da ist der vermittelnde Begriff das Feuer, denn die technische Strophe schließt:

Rauchend in des Henkels Bogen
 Schiefst's mit feuerbraunen Wogen.

Und die nächste Strophe beginnt:

Wohlthätig ist des Feuers Macht etc.

Wir haben nun an mehreren Spezialfällen gezeigt, daß Kontinuität in einem Kunstwerke wohlgefällig, Diskontinuität aber mißfällig wirkt. Es fragt sich aber jetzt: Was ist der psychologische Grund hievon, und was folgt hieraus? Der schon genannte Ästhetiker Vischer kommt in seiner Abhandlung über das Symbol auf eine Frage, die mit der unsrigen zusammenhängt; er fragt nämlich: Wie kann Einheit in der Vielheit gefallen? An sich ist sie etwas rein Abstraktes, das als solches die Seele, die seelische Sinnlichkeit eiskalt läßt; fühlt diese etwas dabei, und zwar Lust, ästhetische Lust, so kann es nur sein, weil die Seele mit ihrem Nervenleben und ganzen Leib selbst eine Einheit in Vielheit ist und sich da wiederfindet, wo sie solche findet.“ Indem Vischer die Einheit in der Vielheit als etwas Abstraktes, das die seelische Sinnlichkeit eiskalt lasse, bezeichnet, anerkennt er hiemit implicite, daß jene Einheit in der Vielheit nicht ein sinnliches, sondern ein intellektuelles Element der Schönheit sei. Wäre es sinnlich, so würde es die Sinnlichkeit nicht kalt lassen. Da aber die menschliche Seele nicht bloß sinnlich, sondern auch intellektiv ist, so findet sie Wohlgefallen an der Einheit in der Vielheit und eben deshalb auch an der Stetigkeit, denn diese ist nur eine besondere Erscheinungsweise der Einheit in der Vielheit. Vischer bemerkt ganz richtig, daß das Wohlgefallen der Seele an der Einheit in der Vielheit in der Natur der Seele selbst begründet sei. Dann muß aber Seele ein einheitliches, von der Materie verschiedenes Prinzip sein. Die Materie ist kein Prinzip der innern Einheit, sondern bloß der Vielheit. Beachten wir wohl, daß jene Art von Einheit oder Stetigkeit, die wir in der Poesie als ein Motiv ästhetischer Wohlgefälligkeit nachgewiesen haben, auf logischen Relationen beruht; also durchaus übersinnlicher Natur ist. Daß ein rein materielles Wesen an einer Schönheit, die in logischen Relationen begründet ist, ein Wohlgefallen finden sollte, ist rein unmöglich.

In der bisherigen Argumentation haben wir den Nachdruck auf den ästhetischen Unterschied des Wohlgefälligen und Miß-

fälligen, sowie auf die Motive der Wohlgefälligkeit und Mißfälligkeit gelegt, um zu beweisen, daß die erste Ursache jener Spezifikation, wodurch im Gebiete der Kunst der Unterschied des Wohlgefälligen und Mißfälligen entsteht, nicht die Materie, weder jene im Kunstwerke, noch jene im Künstler, sein könne. Wir müssen aber jetzt noch eine andere Spezifikation im Gebiete der Kunst kurz berühren, nämlich jene, wodurch in der Sphäre der schönen Kunst selbst verschiedene Spezies von Kunstwerken und verschiedene Arten des ästhetisch Wohlgefälligen entstehen.

Es findet sich in der philosophischen Summe des hl. Thomas eine Stelle, welche wenigstens implicite auf diese Spezifikation sich bezieht und aus derselben die wesentliche Verschiedenheit der Intelligenz von der Sinnlichkeit folgert. Die betreffende Stelle kommt vor (Lib. II. cap. 66) bei dem Beweise, daß Intellectus und Sensus verschieden seien. Das erste Argument hiefür nimmt Thomas her aus der Verschiedenheit der menschlichen Operationen. Er sagt nämlich: „Sensus in omnibus animalibus invenitur. Alia autem animalia ab homine intellectum non habent; quod ex hoc apparet, quia non operantur diversa et opposita, quasi intellectum habentia, sed sicut a natura mota ad determinatas quasdam operationes et uniformes in eadem specie; sicut omnis hirundo similiter nidificat. Non est igitur idem intellectus ac sensus.“

In dieser Stelle ist wenigstens indirekt gesagt, daß die Mannigfaltigkeit der menschlichen Operationen ein Beweis sei für die Intelligenz und deren Verschiedenheit von der Sinnlichkeit. Die Mannigfaltigkeit der menschlichen Operationen zeigt sich aber ganz besonders in der spezifischen Verschiedenheit der Kunstwerke, welche teils von verschiedenen Künstlern, teils auch von einem und demselben produziert werden. Genau gesprochen ist ja jedes originale Werk eines Künstlers von jedem andern spezifisch verschieden. Es gibt in der schönen Kunst, soweit es sich um die Originale und nicht um Reproduktionen handelt, nicht mehrere Individuen derselben Spezies, und insofern keine Individuation, sondern bloß Spezifikation. Mit Rücksicht auf diese Thatsache entsteht die Frage: Was ist der zureichende Grund oder das Prinzip dieser Spezifikation? Liegt

derselbe in der Naturanlage der Menschen? Offenbar nicht; denn die menschliche Natur ist in allen Menschen wesentlich dieselbe. Aber — so wird man vielleicht einwenden — die Organisation ist bei den verschiedenen Menschen sehr verschieden. Der eine hat durch seine Organisation Anlage zu dieser, ein anderer zu einer andern Kunst, und so liegt der Grund, weshalb der eine diese, der andere eine andere Kunst lernt und übt, doch in der Natur. Die Kunst wird also durch die Natur spezifiziert. Daran ist etwas Wahres; denn es läßt sich nicht leugnen, daß die Naturanlage einen bedeutenden Einfluß darauf übt, welchen Kunstzweig ein Mensch wählt und ausübt. Andererseits ist aber zu beachten, daß eben zu jener Naturanlage, welche auf die Wahl des Kunstzweiges Einfluß übt, in erster Linie die intellektuelle Begabung gehört, und weiter ist zu bemerken, daß oft ein und derselbe Künstler im Besitze mehrerer Künste ist, wie z. B. Leonardo da Vinci und Michel Angelo Maler, Bildhauer und Architekten zugleich waren; und selbst, wenn ein Künstler nur auf eine Kunst sich versteht, sind in derselben noch viele, spezifisch verschiedene Werke möglich. Bei derjenigen Spezifikation nun, die stattfindet, indem der Künstler aus vielen spezifisch verschiedenen möglichen Werken ein bestimmtes konzipiert und produziert, kann das Prinzip dieser Spezifikation gewiß nicht in der körperlichen Organisation, etwa in derjenigen des Gehirnes liegen, denn diese ist und bleibt ja dieselbe und befähigt den Künstler gerade so gut zu diesem Werke, das er produziert, wie zu einem andern; sie verhält sich zu den spezifisch verschiedenen Werken, die innerhalb der Leistungsfähigkeit eines Künstlers liegen, indifferent; kann also nicht das Prinzip der Spezifikation sein. Es läßt sich kein anderes Prinzip dieser Spezifikation auffinden, als die Intelligenz, welche aus den vielen möglichen und spezifisch verschiedenen Werken ein bestimmtes auswählt und konzipiert.

Thomas hat also ganz recht, wenn er in der Mannigfaltigkeit der menschlichen Operationen und Werke einen Beweis der Intelligenz des Menschen sieht.

Es tritt im Gebiete der schönen Künste auſſer der Spezifikation noch eine andere Erscheinung auf, welche für das Dasein eines übermateriellen Prinzipes in der menschlichen Natur ebenso sehr, vielleicht sogar noch mehr Zeugnis gibt, als die Spezifikation. Diese Erscheinung wollen wir jedoch zum Schlusse nur noch kurz berühren; sie läßt sich übrigens nicht so kurz mit einem einzigen Worte bezeichnen, wie die Spezifikation. Die Erscheinung oder Thatsache, die wir im Auge haben, ist diese, daß die Werke der schönen Künste zu den materiellen Bedürfnissen und Interessen des Menschen in keinem proportionalen ursächlichen Verhältnisse stehen, sondern jene Bedürfnisse weit überschreiten. Will man diese Erscheinung, die sogleich noch näher beleuchtet werden soll, mit einem bestimmten Terminus benennen, so kann man sie etwa als die Transcendenz oder Idealität der Kunst bezeichnen.

Die schöne Kunst enthält in der That etwas, was über die irdischen und materiellen Bedürfnisse hinausweist, etwas Transcendentes. Selbst solche Dichter und Ästhetiker, welche auf einem Standpunkte stehen, der das Dasein einer transcendenten Welt leugnet, anerkennen bisweilen, daß die Kunst, namentlich die religiöse, in ihren berühmtesten und besten Werken auf eine transcendente Welt hinweist und daß dieses transcendente Element gerade eines der wirksamsten ästhetischen Motive ist. Der schon genannte Ästhetiker Vischer kommt in seiner Abhandlung über das Symbol auch auf Madonnenbilder zu sprechen und erklärt zuerst ausdrücklich: „Die Mutter Jesu ist für uns nicht ein aus dem Naturgesetz herausgehobenes Wesen; nicht Mutter Gottes; nicht zum Himmel aufgefahren.“

Aber andererseits anerkennt derselbe Autor in sehr beredten Worten, daß in Tizians Assunta und Raphaels Sixtinischer Madonna etwas dargestellt sei, was auf eine transcendente Welt hinweist; daß jene Gemälde wenigstens auf den Beschauer den Eindruck, als gäbe es eine transcendente Welt, hervorbringen.

Er äußert z. B. bezüglich des Raphaelischen Gemäldes sich also: „Jeder Zug dieses Angesichtes scheint zu sagen: „Kein

Wort, keine Zunge nennt die Entzückungen der seligen Welt, aus der ich herabgeschwebt komme.“

Es ist übrigens für den Zweck unserer Argumentation notwendig, jene Transcendenz der Kunst, von der wir sprechen, noch in zwei Arten zu teilen, nämlich eine Transcendenz, welche in dem Gegensatz von Geist und Materie, und eine andere, welche in dem Gegensatz der Übernatur zur Natur, oder auch des Himmlischen zum Irdischen ihren Grund hat. Beide Arten der Transcendenz kommen in der Kunst zum Ausdrucke, aber in verschiedener Weise.

Jene Transcendenz, die in der Übernatur und im Himmel ihren Grund, in der Verklärung aber ihren Ausdruck hat, ist in den vorhin erwähnten Madonnenbildern, soweit die Kunst dies vermag, dargestellt. Sehr treffend äußert sich über diese Transcendenz der Kunst R. Fr. Grau (Semiten und Indogermanen. 2. Aufl. S. 240. 241), indem er sagt: „Der Mensch strebt unablässig in Werken der Kunst nach einem Vorgeschmack seligen, makellosen, dem Tode entnommenen Lebens. Und weil alle Kunst nach dem Stande der Verklärung strebt, so eignet ihr eine Seligkeit, die ein Abglanz und eine Weissagung der Seligkeit ist, welche in der verklärten Welt vorhanden sein wird. — Alle Freude und Seligkeit, die aus der Architektur und Malerei, aus Musik und Poesie strömt, hat darin ihren Grund, daß die Kunst die Verklärung vorwegnimmt, soweit es menschliche Kraft vermag.“

Es gibt außer derjenigen Verklärung, von welcher Grau in jener Stelle spricht, welche der Zukunft vorbehalten ist, noch eine andere, welche schon in der gegenwärtigen Welt zur Erscheinung kommt und durch die natürliche Macht des Geistes über die Materie bewirkt wird. In dieser Verklärung kommt jene andere Transcendenz, von welcher oben die Rede war, die Erhabenheit des Menschengeistes über die Materie, zum Ausdruck.

Da wir vorhin für jene Transcendenz, die im Himmel ihr Prinzip hat, Exempel aus der Malerei anführten, so mag nun auch jene andere Transcendenz, die in der Macht des Geistes über die Materie wurzelt, ebenfalls durch ein Erzeugnis der

Malerei illustriert werden. Alban Stolz schildert in dem Buche: „Spanisches“ S. 359 den Eindruck, den ein Porträt Newtons in der Gemälde-Galerie zu Versailles auf ihn gemacht, mit diesen Worten: „Was mich überraschte und was anzusehen ich nicht satt bekommen konnte, war das Gesicht des Newton.“

Er ist dargestellt in höherm Alter mit langen weißen Haaren, und sein Antlitz ist voll des schönsten Geistes; es ist schon ganz durch edle Wissenschaft und Gottesfurcht vergeistigt; man meint, einen auferstandenen Menschen mit überirdischem verklärtem Leibe zu sehen, wo die Seele durchstrahlt.

Wenn man gegen den alten Newton die hübschen Gesichter junger Leute beiderlei Geschlechtes betrachtet, so kommen einem letztere vor wie die fade wässerige Süßigkeit einer Melone. Man sieht an jenem, wie die erworbene Schönheit nicht von dem Alter genommen wird, sondern nur die Schönheit, welche lediglich von Form, Füllung und Farbe des Fleisches gebildet ist.“

Der große Unterschied zwischen der geistigen und sinnlichen Schönheit menschlicher Gestalt könnte nicht wohl besser, als hier geschehen ist, geschildert werden.

Jene Kunstwerke, auf die wir soeben speziell Rücksicht genommen haben, weisen zunächst durch ihre Qualität über das materielle und irdische Gebiet hinaus; die Idealität der Kunst offenbart sich hier in der Qualität des Kunstwerkes. Es gibt aber unter den schönen Künsten eine, deren Werke in dreifacher Beziehung: durch die Qualität, Quantität und Bestimmung oder Zweck über das materielle Gebiet und irdische Leben hinausweisen. Diese Kunst ist die Architektur und zwar in specie die religiöse.

Mit dem Zeugnisse, welches die religiöse Architektur für die immaterielle Natur der menschlichen Seele gibt, wollen wir diese Argumentation beschließen.

Wäre der Mensch ein rein materielles und sinnliches Wesen, so wären die kolossalen Anstrengungen und Opfer, mit denen die Menschheit seit Jahrtausenden der Gottheit Tempel gebaut hat, absolut unbegreiflich. Die Tempel dienen ja keinem materiellen

Bedürfnisse oder Interesse; sie stehen durch ihre Bestimmung, ihre Qualität und ihre Dimensionen¹⁾ außer allem Verhältnisse zu den materiellen Interessen. Sie sind auch eine starke Verleugnung des sonst so kräftig sich geltend machenden menschlichen Egoismus, denn sehr treffend bemerkt Bötticher in dem Werke: „Tektonik der Hellenen“ (Vorwort S. XXI): „So weiht der Dorier eine herrliche Skene dem Gott; sich selbst aber fügt er eine schmucklose Wohnung.“ Und das Bestreben, den Tempeln eine solche Festigkeit zu geben, daß sie Jahrtausende lang den zerstörenden Einflüssen der Elemente — die das Gebild der Menschenhand hassen — zu trotzen vermögen — ist es nicht eine Manifestation der für eine ewige Dauer geschaffenen Menschenseele? In dem Buche von Dr. Kayser: „Ägypten einst und jetzt“ findet sich über den großen Tempel von Karnak folgende Stelle: „Hier in Karnak erheben sich aus dem Erdbeben der Weltgeschichte diese Trümmer in riesigen Triumphthoren — und im Säulenwald so riesengroß in glorioser Majestät in die schweigsamen ätherreinen Lüfte, daß es unentschieden bleiben muß, ob die Jahrtausende Sieger geblieben oder ob ihnen der Mensch in jenen fast übermenschlichen Werken Trotz bieten durfte.“

Und solchen Werken gegenüber will der Materialismus den Menschen weismachen, die Urheber jener Werke seien nichts anderes als Klangfiguren aus Streusand, die heute ein Ton auf zitterndem Glase zusammenbaut und morgen wieder verweht!

¹⁾ Sehr naiv äußerte sich einmal ein zum katholischen Glauben bekehrter Wilder, als derselbe das erstemal eine katholische Kirche betreten hatte. Die Höhe des Gewölbes anstaunend, meinte er, eine solche Höhe wäre doch sehr überflüssig, denn auch bei viel geringerer Höhe würden die Kirchenbesucher die Köpfe noch lange nicht anstoßen.

